



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Streit kommt mir vor wie die Anekdote, wo der Eckensteher erzählt: Gestern Abend sind wir bei Renneboom. Da kommt Lehmann und schimpft mir Tanchon. Ich steche ihm Eine. Lehmann ist aber nicht faul und sticht mir wieder Eine. Wie wir nun im besten Stechen sind, kommt Renneboom, sticht uns alle beide Eine und schmeißt uns 'raus. Sie sehen, lieber Freund, Ihr Kaiser ist auf dem besten Wege, ein europäischer Renneboom zu werden. Er sticht uns beiden Eine. Krauschmeißen aber lassen wir uns von ihm doch nicht. Ich hatte mir nicht träumen lassen, daß dieser Scherz unter Freunden dem Kaiser zur Kenntniß kommen würde. Meine Briefe scheinen aber nun einmal das Loos gehabt zu haben, in seine Hände zu gelangen. Als ich an den etwas indiskreten Freund schrieb, und ihm die Aeußerung des Kaisers mittheilte, erfuhr ich denn auch, daß sie sich wirklich auf jenes Scherzwort bezog. Um sonderbarsten aber war wohl, daß der Kaiser mir dies in Olmütz, drei Jahre nach der Konferenz sagte, die hier jener querelle allemande ein Ende gemacht hatte."

Die Zeiten verändern sich, und wir verändern uns mit ihnen. Eine sehr charakteristische Anekdote. Aber tempi passati! Schneider schrieb dies im Juni 1864. Nach 1866 wird er sehr anders gedacht und gefühlt haben. Und jetzt würde er sich über eine Einmischung Rußlands in unsere Angelegenheiten nicht freuen. Glücklicherweise wäre sie auch unmöglich.

Literatur.

Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart=Deust. Von Walter Rogge. 2 Bände. Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus, 1879.

Eine alles Wissenswerthe umfassende Geschichte des im Titel genannten Zeitraumes läßt sich, was auch der Verfasser sagen möge, selbstverständlich jetzt und auch in den nächsten Jahren nicht schreiben, weil die Diplomatie, deren Arbeiten die Vorgänge gestalten halfen, hinter einem Vorhange thätig ist, welchen die Gegenwart nur zu einem kleinen Theile zu lüften vermag. Noch größer wird die Schwierigkeit, wenn ein Parteimann sich zum Geschichtschreiben anschickt; denn dies erfordert objektive, also unparteiische Auffassung der Verhältnisse, Ereignisse und Persönlichkeiten, die in Betracht kommen. Nun ist aber der Verfasser unseres Buches ein Parteimann von sehr ausgeprägter Art, und so ergibt sich das Urtheil über sein Unternehmen von selbst. Seine Kritik der Politik Andrassy's ist völlig werthlos, weil mit Unkenntniß in Betreff der Hauptfragen unternommen, und die witzelnden Ausfälle gegen den Fürsten Bismarck, denen wir in seiner Darstellung gelegentlich begegnen, können nur das Lächeln hervorrufen, das Unwissenheit mit Dreistigkeit gepaart zu erwecken pflegt. Meist gut ist die chronikartige Uebersicht über die parlamentarischen Vorgänge und andere leicht zu erkennende Ereignisse der Periode, in welcher in den durch die habsburgisch=lothringensche Dynastie verbundenen beiden Reichen der Föderalismus besiegt und der Kampf um den Ausgleich unter Umgestaltung des Dualismus ausgefochten wurde, und in dieser Beziehung läßt sich das Buch empfehlen, obschon es auch in diesen Partien mit Vorsicht zu lesen sein wird.

Der Verfall der Adelsgeschlechter statistisch nachgewiesen von Dr. S. Kleine. Ein Mahnruf an den deutschen, österreichisch-ungarischen und baltischen Adel im Interesse seiner Selbsterhaltung. 2. Auflage. Leipzig, W. Friedrichs Verlagsbuchhandlung, 1880.

Ein interessantes Thema in fleißiger, scharfsinniger Behandlung. Aus der mit Tabellen unterstützten Beweisführung geht hervor, daß die Adelsgeschlechter, denen die Ehre widerfährt, unter die Grafen aufgenommen zu werden, meist nach wenigen Generationen aussterben. Der Verfasser bemüht sich, die Ursachen hiervon zu finden und aufzuzeigen. Das gräfliche Taschenbuch verzeichnet in einem Anhange gegen 400 erloschene Grafengeschlechter, von denen 209 auf das vorige und 109 auf das jetzige Jahrhundert kommen, und nehmen wir an, daß die Geschlechter in den letzten drei Dezennien im gleichen Verhältnisse aussterben werden wie in den ersten sieben, so würde die Zahl der von 1800 bis 1900 erloschenen Geschlechter 229 betragen. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Hauptsache in dem Mißverhältnisse des Besitzes der in die hohe Aristokratie erhobenen Adelsfamilien zu den wirklichen oder vermeintlichen Pflichten der Standesrepräsentation. Die katholischen Geschlechter verfallen rascher und häufiger als die protestantischen, da das Cölibat dort mehr vorkommt als hier, was wieder seinen Grund darin hat, daß einestheils die katholische Aristokratie einen Theil ihrer Mitglieder an den Priesterstand abgibt, andernteils der Protestantismus die moralische Kraft des Menschen straffer anspannt als der Katholizismus, sodasß der Protestant leichter den Muth findet, bei engen Verhältnissen und ungewissen Ausichten eine Familie zu gründen. Der Verfasser schließt seine Betrachtung mit folgenden Bemerkungen. Die, welchen die gräfliche Würde verliehen wird, sehen dies in der Regel als eine hohe Ehre an, und es ist ja in der That eine solche, da sowohl der Verleiher als die bisherigen Standesgenossen der Betreffenden es als eine solche auffassen, obschon es kein nennenswerthes Vorrecht verschafft, keine Gleichstellung mit dem aus den ehemaligen Ministerialen-Geschlechtern hervorgegangenen Altgrafen bringt und nur selten dem Ruhme und nie dem Alter des Geschlechts etwas hinzufügt. „Aber,“ so fährt der Verfasser fort, „ist diese Erhöhung nicht zu theuer erkauft, wenn sie, wie wir dargelegt haben, mit der Verleihungsurkunde zugleich einen Todtenschein, einen Schein auf das baldige Erlöschen des Geschlechts einhändig?“ Von vielen Regierungen wird die Errichtung von Fideikommissen und Majoraten gefördert, um eine reichbegüterte, unabhängige Aristokratie zu schaffen. Man beugt aber damit nur der Zerspaltung des Grundbesitzes vor, seine Vererbung in derselben Familie von Generation zu Generation wird dadurch nicht gefördert, und zu der Bildung einer reichbegüterten unabhängigen hohen Aristokratie läßt es schon der Umstand nicht kommen, daß gerade die Majorate so schnell von Familie zu Familie, von Zweig zu Zweig und von Geschlecht zu Geschlecht übergehen. „Will man durch Majorate und Fideikommiss das angestrebte Ziel erreichen (Preußen, der mächtigste Staat Deutschlands, ist übrigens zu seiner Macht gelangt, ohne daß es zu irgendeiner Zeit eine zahlreiche hohe Aristokratie besaß, vielleicht gerade, weil es früher fast gar keine solche hatte, dafür aber einen um so zahlreicheren, verhältnißmäßig wohlthuirten, lebenskräftigen Land- und Beamtenadel), dann dürfte man auch die weiteren Schritte nicht scheuen, dann sollte man auf das Reformprojekt des Freiherrn v. Stein zurückkommen und die englische Sitte, welche den Adel in der Hauptsache vom Grundbesitze und vom Amte abhängig macht, mutatis mutandis auch auf dem Continent einführen.“

Essays von Max Müller. Erster Band. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von W. Engelmann, 1879.

Der bekannte Gelehrte aus der Bunsenschen Schule bietet hier in einer Anzahl mehr oder minder werthvoller Abhandlungen und Rezensionen Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft, die sich meist auf die Hauptreligionen Ostasiens beziehen. Dieselben sind ursprünglich für englische Zeitungen geschrieben, und das merkt man ihnen an. Die englische Gesellschaft ist eben in Sachen der Religion weniger duldsam als die deutsche, und der Verfasser mußte sich ihren Vorurtheilen, wenn er gehört werden und nicht Anstoß geben wollte, anbequemen, was ihm übrigens bei seiner Richtung nicht schwer geworden sein wird. Ein Uebelstand ist, daß sich in den verschiedenen Abschnitten, da sie anfangs selbständige Aufsätze waren, gewisse Ansichten und Thatfachen beinahe wörtlich wiederholen, und wir meinen, dem hätte durch Weglassung der weniger bedeutenden Stücke ohne Schaden und mit viel Nutzen für das Ganze abgeholfen werden können. Die Abschnitte über die Zendreligion z. B. (V. bis VIII.) hätten sich recht wohl in einen zusammenziehen lassen, und die folgenden fünf Kapitel, die den Buddhismus zum Gegenstand haben, gleichermaßen. Wenn der Verfasser meint, daß man „in England wahre und richtige Dinge nicht oft genug wiederholen kann“, so mag das für die englische Ausgabe seines Buches zutreffen; wir Deutsche aber haben das Recht, uns das als eine Unart und Rücksichtslosigkeit zu verbitten, die sich auch bedeutendere Gelehrte als Max Müller nicht herausnehmen dürfen. Von besonderem Werthe ist der erste Abschnitt, der eine ausführliche Vorlesung über die Beden oder die heiligen Bücher der Brahmanen enthält; hier befindet sich der Verfasser in seiner eigentlichen Domäne. Gleichfalls von Interesse sind die Mittheilungen über den heutigen Zustand und die Parteien der Parsi. Endlich heben wir noch den vorletzten Aufsatz hervor, der sich sehr instruktiv über falsche Analogien in der vergleichenden Theologie verbreitet und einige ergötzliche Seitenstücke zur Geschichte der Moabitica und andere Beweise für die Nichtunfehlbarkeit unsrer Gelehrten bringt.

Die Berliner Malerschule 1819—1879. Studien und Kritiken von Adolf Rosenberg. Berlin, Wasmuth, 1879.

Mit diesem Buche ist eine lange empfundene Lücke unsrer Kunstkultur in erfreulichster und dankenswerthester Weise ausgefüllt worden. An einer zusammenhängenden Darstellung der Geschichte der Berliner Malerei hat es bisher vollständig gefehlt. Während man für die Münchner Malerei in zahlreichen Fällen sich in Regnet's „Münchner Künstlerbildern“ (1871) Auskunft holen konnte, für die neuere Wiener Kunstentwicklung Vincenti's „Wiener Kunst-Renaissance“ (1876) mancherlei Anhaltspunkte bietet, für Düsseldorf Blandarts in seinen „Düsseldorfer Künstlernekrologien“ (1877) brauchbare Beiträge gespendet hat, war man für die Kenntniß der Berliner Malerei auf den an sich ja musterhaften, aber für den angeedeuteten Zweck natürlich nicht ausreichenden Katalog der Berliner Nationalgalerie und auf die mageren Partien in Hebers „Geschichte der neueren deutschen Kunst“ angewiesen, wenn man nicht auf das in Zeitschriften verstreute Material rekurriren wollte. Rosenberg hat für Berlin weit mehr geleistet, als was die eben genannten, die man zunächst zum Vergleiche heranzuziehen geneigt ist, für München, Wien und Düsseldorf geleistet haben; er hat sich nicht damit begnügt, eine Anzahl Charakterköpfe aus der Berliner Künstlerwelt der letzten Jahrzehnte herauszugreifen, sondern den Versuch gewagt, eine einheitliche Darstellung zu geben und vor allem die Schulzusammenhänge in der bunten, vielköpfigen Menge,

die er uns vorführt, nachzuweisen. Hierin liegt nicht der einzige, aber einer der Hauptvorzüge seines Buches. Indem er aber innerhalb des zusammenhängenden Textes von den einzelnen Künstlern stets abgerundete Biographien und Charakteristiken gibt, die sich mit Leichtigkeit aus dem Zusammenhange ablösen lassen, hat er zugleich denjenigen Lesern Genüge gethan — und deren Zahl wird nicht gering sein —, denen es mehr um Nachrichten über den einzelnen Künstler als um die Kenntniß gewisser Richtungen und Strömungen zu thun ist, und die das Buch in erster Linie als Nachschlagewerk benutzen möchten.

Von einer Berliner „Malerschule“ im eigentlichen Sinne des Wortes kann ja nicht die Rede sein. Der Verfasser bekennt selbst, daß er dieses Wort nur als Nothbehelf betrachte. Er braucht es in dem freieren, äußerlicheren Sinne, in welchem es oft genug auch in der Literaturgeschichte zur Zusammenfassung größerer, geistesverwandter Gruppen unbedenklich und unbeanstandet gebraucht worden ist. Wohl aber kann man innerhalb der Entwicklungsgeschichte der Berliner Malerei von einer Reihe von Schulen im engeren Sinne sprechen, von denen sogar stets mehrere neben einander hergehen, und diese sind es denn, die dem Verfasser für die Gliederung seiner Darstellung maßgebend gewesen sind. Das Buch zerfällt in sieben Kapitel. Das erste Kapitel geht zurück bis 1819, bis zu dem Jahre, wo Karl Wach, gleichzeitig mit Wilhelm Schadow, sich dauernd in Berlin niederließ, gibt eine sorgfältige Charakteristik Wachs und führt die ziemlich große Schaar derjenigen vor, die im engeren oder weiteren Sinne zu seinen Schülern gehörten. Das zweite Kapitel behandelt Carl Vegas, Wilhelm Hensel und August v. Klöber und die bis in die Gegenwart hereinreichenden Schuleinflüsse der beiden ersten. Hier ragt namentlich W. Amberg unter Vegas' Schülern hervor. Im dritten Kapitel wird die, übrigens für die Berliner Malerei so gut wie einflußlose Thätigkeit von Cornelius und Kaulbach in Berlin geschildert, dann die entschiedene Einwirkung, welche die belgische Malerei in den vierziger Jahren übte, ihr gegenübergestellt, woran sich eingehende Charakteristiken von Karl Becker, Gustav Graef und Eduard Magnus anschließen, drei Künstlern, bei denen wenigstens ein vorübergehender Einfluß Kaulbachs nachweisbar ist. Das vierte Kapitel, das umfanglichste des Buches, zeigt uns die Berliner Malerei zunächst unter starkem Einflusse der Düsseldorfer Schule. Hier werden an Historienmalern namentlich Schrader, Bleibtreu und Knille, an Genremalern Hofemann, Meyer v. Bremen und Knaus ausführlich behandelt. Ihnen werden dann diejenigen angeschlossen, bei denen ebenso deutlich französische Einflüsse hervortreten, wie Otto Heyden, Gustav Richter, Henneberg, August v. Heyden, Genz (bei dem in hervorragender Weise, mehr noch als bei Richter, die Einwirkungen des Orients hinzukommen), Blochhorst, Spangenberg, Graf Harrach, A. v. Werner u. a. Das fünfte Kapitel ist der ureigenthümlichen Erscheinung Adolf Menzels und seinen wenigen Nachahmern gewidmet, denen die spezifischen Militärmaler, wie Franz Krüger und Karl Steffek — letzterer zugleich der Meister in der Darstellung der Thiere, namentlich des Pferdes — mit ihren zahlreichen Schülern angereiht werden. Das sechste Kapitel beschäftigt sich ausschließlich mit der neuern Genremalerei, vor allen mit den Meyerheims, mit Gussow, Michael, Thumann und der großen Schaar der jüngern Genremaler, das siebente endlich behandelt die Landschafts- und Marinemalerei (Schirmer, Blech, Biermann, Hildebrandt u. a.), die Architekturmalerie, das Thierstück und das Stillleben.

Rosenbergs Buch verdient die allgemeinste Beachtung. Eine große Menge der darin behandelten Künstler gehören zu den Tagesgrößen, über die das größere Publikum gelegentlich durch die Zeitungen, namentlich durch die illustrierten

Zeitungen etwas erfährt, wenn das eine oder andere Bild von ihnen, in Holzschnitt nachgebildet, den Lesern vorgeführt wird. Leider ist der Text, der dann zu solchen Bildern geliefert wird, in der Regel eher dazu angethan, das Urtheil des Lesers zu verwirren, als auf den richtigen Weg zu leiten. Isolirte Betrachtung, abgerissene biographische Notizen, halbschürige und schiefe Urtheile, ja selbst bloße Reklame, von guten Freunden besorgt — das ist es, was nur allzuoft in solchen Fällen dem Leser geboten wird. Und wer kann sich vollends zurechtfinden unter allen den Namen, die aus Kunstnotizen und Ausstellungsberichten uns Woche für Woche ins Ohr schwirren? Hier wird für die Berliner Künstler in Zukunft Rosenberg willkommene Anhaltspunkte bieten und vortrefflich orientiren. Der Verfasser gehört zu unsern jüngern Kunstschriftstellern, ist aber doch schon eine beträchtliche Reihe von Jahren als Kunstreferent und Kunstkritiker journalistisch thätig. Aus dieser seiner journalistischen Thätigkeit zunächst ist denn auch sein Buch herausgewachsen. Das ist kein Nachtheil, im Gegentheil, es ist ein Vorzug des Buches. Wer sonst, als der, der unausgesetzt in dieser Richtung thätig ist, soll im Stande sein, aus jener unübersehbaren Fülle die leitenden Fäden herauszufinden und uns in die Hand zu geben? Für die älteren Partien hat Rosenberg aus der gleichzeitigen Literatur, namentlich aus Zeitschriften das sachliche Material mit großem Fleiße zusammengetragen, oft auch interessante zeitgenössische Urtheile mitgetheilt. Hier tritt der tüchtige, geschulte Kunsthistoriker dem gewandten Tageschriftsteller ergänzend an die Seite. Und diese wissenschaftliche Vertiefung ist es denn auch, die sein Urtheil über hervorragende künstlerische Erscheinungen der Gegenwart, das oft beträchtlich von dem landläufigen Urtheil der großen Masse abweicht, stets zu einem werthvollen und zuverlässigen macht. Rosenbergs Buch ist nicht, wie es z. B. die im Eingange unserer Besprechung erwähnten Bücher zum guten Theil sind, aus den Ateliers heraus geschrieben; sein Urtheil ist ein völlig unabhängiges und unbestechliches; es ist oft streng, aber immer aufrichtig. Mit Recht könnte der Verfasser das Goethesche Wort auf sich anwenden:

Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt.

Denn auch für das letztere, daß ihn „kein Dogma beschränkt“, liefert das Buch verschiedene Proben an Stellen, wo der Verfasser gelegentlich zu gewissen Prinzipfragen energisch Stellung nimmt. Für die Leser unseres Blattes bedarf das Buch keiner ausdrücklichen Empfehlung; die scharfe und glänzende Feder Rosenbergs ist ihnen allen wohlbekannt.

Einen Punkt möchten wir noch hervorheben, auf den Rosenberg selbst, vielleicht weil er sich so ungesucht von selbst ergibt, nirgends ausdrücklich aufmerksam gemacht hat, der aber doch Erwähnung verdient: wir meinen die innigen Beziehungen, in denen die Berliner Malerei von jeher zum preussischen Hofe und zu seiner von der des preussischen Volkes ja unzertrennlichen Geschichte gestanden hat. Wie viele hervorragende Werke der Berliner Malerei gelten der Verherrlichung von Gliedern des preussischen Königshauses, dem Andenken glorreicher und denkwürdiger Tage der preussischen Geschichte! Wie viele Bilder von Berliner Malern sind im Besitze des Hofes, wie viele sind im Auftrage von Mitgliedern der Königsfamilie entstanden! Im Hinblick auf diesen Umstand gewinnt Rosenbergs Buch von selbst neben dem kunstgeschichtlichen ein patriotisches Interesse, das für viele ein Grund mehr sein wird, mit begieriger Hand darnach zu greifen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.